

Freundlicher Frühlings-Pop

Tommy Finke eifert Harmonien großer Vorbilder nach

Von Gerd Dehnel

Die Referenz ist unverkennbar, wenn Tommy Finke einen Song „Stop The Clocks“ nennt – genauso ist das Best-Of-Album von Oasis betitelt. Denn mit Oasis teilt er zweifellos die Vorliebe für Harmonien à la Beatles, ohne allerdings den Rock-Radai der Gallagher-Brüder hinzuzufügen. Einen weiteren Bezug nennt Finke in „Die B-Seite der Single“, da ist von den Smashing Pumpkins die Rede.

Beide Bands haben die 1990er Jahre geprägt. Wenn sich die nostalgische Wellenbewegung der vergangenen Jahrzehnte weiter regelmäßig fortsetzt, dann stehen diese 90er kurz vor einem mächtigen Revival. Und Tommy Finke, der 29-jährige Liederschreiber aus dem Ruhrpott, reitet genau die richtige Welle. Zu wünschen wär ihm das, denn seine angenehmen Pop-Songs taugen bestens, freundliche Frühlings-Laune auszulösen, ohne den anstrengenden Gestus, gleich die ganze Welt neu ordnen zu wollen. Der schiere Wohlgefühl-Pop.

Finke erzählt kleine Geschichten von gefährlichen Frauen, verflissenen Liebschaften, vom Erwachsenwerden und von Fluchten. Seinen gedehnten Leidenschafts-Gesang untermauert er mit Rhythmusgitarre und Piano, zieht zuweilen Geige und Akkordeon hinzu. Mal zitiert er ein wenig Country oder Sixties-

Beat. Die Elektronik bleibt dezent im Hintergrund oder ganz außen vor, trotz seines Diploms vom Institut für Computermusik und Elektronische Medien an der Folkwang-Hochschule in Essen.

Vielleicht um seinen Vorbildern noch deutlicher nachzueifern, hat der Songschreiber und Sänger seine Plattenfirma zu einem ungewöhnlichen Vorgehen anstiften können: Die doppelt betitelte CD „Poet der Affen/Poet Of The Apes“ birgt tatsächlich zwei Silberscheiben. Die deutschen Songs sind auf der einen, die ins Englische übertragenen auf der anderen. Damit wird der Anspruch angedeutet, auch international mitspielen zu wollen.

Wenn es etwas auszusetzen gibt an der jüngsten Scheibe, dann, dass es Tommy Finke noch ein wenig an Eigenständigkeit gebricht. Das ist angesichts seiner noch recht jungen Karriere zwar nicht sonderlich tragisch. Doch klingen in einigen seiner Songs Motive heraus, die einem derart von anderer Seite vertraut scheinen, dass das Urheberrecht zumindest angekratzt scheint. Seit dem Fall Bushido eine heikle Angelegenheit. Aber vielleicht sind's ja doch nur die eingangs erwähnten Referenzen, die einen da auf falsche Fährten führen.

Tommy Finke
Poet der Affen/Poet Of The Apes.
Roof Music/Indigo.



Reitet auf der richtigen Welle: Tommy Finke.

FOTO: ROOF MUSIC/TONI HEIM

Spätwerk

Von Gerd Dehnel

Die Anfänge der Band Augenweide reichen zurück in eine Zeit, da mittelalterliche Musik noch außerhalb der Pop-Reichweite lag. Die Musiker haben lange mit Achim Reichel produziert, in den 70ern live begeistert und das Fernsehen erobert. 1985 löste sich die Band im Streit um das Konzept – zwischen Walther von der Vogelweide und härterem Rock – vorübergehend auf, versuchte sich später an esoterischen Klängen.

Einzelne gefeierte Auftritte, Ehrungen für ihre Pionierarbeit in Sachen Mittelalter-Rock und gute Plattenverkäufe mit alten Aufnahmen haben die Musiker veranlasst, es noch einmal mit neuen Liedern zu versuchen. So ist es von besonderer Tragik, dass Mitgründer Frank Wulff kurz vor Veröffentlichung

von „Herzprung“ mit 57 Jahren verstorben ist. Nun ist dieses Album sein musikalisches Vermächtnis.

Der Titelsong, geprägt von sachten Lautenklängen und Flöte, gibt die Richtung vor: Augenweide haben sich dem behutsamen Wohlklang mit mystischem Einschlag verschrieben. Sie spielen nicht zum Tanz auf, sondern laden zu Einkehr und Andacht. Der Gesang im alten Idiom von „Phol Ende Uuodann“ erinnert – zumal mehr gesprochen als gesungen – an einen Wanderprediger. In dieser Zurückhaltung liegt der Reiz von „Herzprung“ – denn an übermütig durch die Landschaft tollender Konkurrenz mit verzerrter Gitarre zur Fiedel herrscht wirklich kein Mangel.

Augenweide
Herzprung.
Große Freiheit/Bureau B.

Schaurig schön

Hector Berlioz
Symphonie fantastique.
Anima Eterna, Immerseel. Zig-Zag Territoires.

Auf die Barrikaden waren die Pariser gegangen, um den Bourbonen Karl X. durch den „Bürgerkönig“ Louis Philippe zu ersetzen. Das war im Juli 1830. Deshalb lässt sich als Fortsetzung der Revolution mit anderen Mitteln bezeichnen, was dann im Dezember im Conservatoire de Paris geschah: Ein junger Wilder, der freilich auch ein junger Köhner war, sprengte alle damals bekannten Hörgrenzen. Hector Berlioz' „Symphonie fantastique“ klang, wie die Zukunft klingen würde. Denn Wagner, Mahler oder Strauss sollten sich bei dem französischen Neutöner Dynamik, Harmonie und Orchestrierungstechnik abgucken. Den Begriff „Programm-musik“ gab es noch nicht, als diese in Noten gesetzte Geschichte eines von Liebe, Leid und Todesahnun-

gen gebeutelten Künstlerlebens erstmals die Ohren eines Publikums (über-)strapazierte. Von Filmmusik konnte – 65 Jahre vor der Erfindung des Kinos – ebenso wenig die Rede sein, obwohl es gut und gerne eine hätte sein können. Aber die Bilder, die sie im Kopf erzeugt, genügten völlig. In der Partitur hatte Berlioz ja die eigene Biografie verarbeitet: Der Herzschmerz, den ihm die Schauspielerin Harriet Smithson bereitete, muss ihn in wahnartige Zustände getrieben haben. Das Resultat war eine komponierte Geisterbahn. Auf der fahren nun Jos van Immerseel und sein Ensemble Anima Eterna Brügge mit Originalinstrumenten – und was einem in die Glieder fährt, sind Schrecken der heilsamen Art. Der düstere Hintergrund des „Balls“ wird von dem mit Pianoforte-Glocken begleiteten „Marsch zum Schafott“ abgelöst. Der finale Skelett-Tanz wird mit dem Bogenholz auf Darmsaiten geschlagen, nimmer dürfte er schaurig schöner geklappert haben. Mitfahren! *Frank Kallensee*

Da geht noch was

Spektakuläre Comebacks erzählen die Mythen und Märchen vom Aufstieg und Fall der Stars immer wieder neu. Doch peinliches Scheitern ist ebenso möglich.

Von Gunnar Leue

Boy George war vor Jahren in den Schlagzeilen, weil er von einem US-Gericht wegen Drogenbesitzes zu fünf Tagen Straßenkehren in New York verurteilt worden war. Jetzt kann sich die Popikone der Achtziger vorstellen, mit seiner damaligen Band Culture Club auf die Bühne zurückzukehren. Whitney Houston hat beides schon hinter sich: die Schlagzeilen über ihren Absturz nach einer Bilderbuchkarriere als auch die schlechte Presse für ihr Comeback. Nach ihrem Auftritt im australischen Brisbane während ihrer Comeback-Welttournee, wo Teile des Publikums enttäuscht den Saal verließen, hagelte es reichlich Häme. Ihren Auftritt in Paris musste die Diva kurzfristig absagen und wurde mit Atemwegsproblemen ins Krankenhaus eingeliefert. Ihr Auftritt am 12. Mai in der Berliner Arena am Ostbahnhof soll nicht gefährdet sein, ob Houston dort glänzen kann, bleibt abzuwarten. Wie immer Houston ankommt, die Popbranche wird auch in Zukunft spektakuläre Rückkehrer erleben. Den neuesten Schub für die Comeback-Fieberkurve lieferten gerade zwei frühere Abba-Musiker, die eine einmalige Reunionshow einer der erfolgreichsten Popgruppen aller Zeiten in Aussicht stellten.

Das Unter- und Wiederauftauchen zählt heute zu den attraktivsten Nummern im Musikzirkus, der seine Faszination seit je aus dem Aufstieg und Fall seiner Stars bezieht. Dass die zeitweise Vergessenen eine neue Chance beim Publikum bekommen, hat auch mit der Evolution der Musikgeschmacks zu tun: Was einst einer bestimmten Zielgruppe vorbehalten war, ist zum altersunabhängigen Unterhaltungsangebot geworden.

Ein halbes Jahrhundert ist es her, dass mit dem Rock 'n' Roll eine spezielle Musik (von Jugendlichen) für Jugendliche entstand und die Unterhaltungsmusik revolutionierte.

Die Abgrenzung zur Erwachsenenwelt bestimmte ihre Faszination und ihr Image. Inzwischen fühlen sich Altrockers nicht nur forever young genug für Konzerte, sie sind sogar die größten Attraktionen im höchst gewinnträchtigen Livemusikgeschäft. Die eskalierende Schnelllebigkeit des Geschäfts macht es Künstlern laufend schwe-

Markennamen, über Jahrzehnte geprägt



Wird Whitney Houston in Berlin erreichen, was ihr in Australien und Paris verwehrt war – das Comeback?

FOTO: DPA

rer, sich zu etablieren. Rolling Stones, Elton John, Rod Stewart, U2 oder Depeche Mode, die über Jahrzehnte ihre Markennamen pflegten, füllen dagegen die Hallen und Stadien. Selbst wenn man nur noch mittelmäßige Alben veröffentlicht,

was soll's, im Konzert werden die Greatest Hits gespielt. Das reicht den mitgealterten Fans und bringt viel mehr Geld, als man heutzutage mit Platten verdienen kann.

Genau deshalb zieht es häufig auch Bands zurück auf die Bühne, die sich dort eigentlich nie mehr blicken lassen wollten. Aus einem simplen Grund: Money bleibt das große Ding. Erst will man als Musi-

ker reich und berühmt werden und die Mädchen kriegen. Und wenn das alles erreicht ist, will man, dass es so bleibt. Zuweilen treibt aber auch echte Geldnot betagte Musikanten zurück in die Manege.

Als die Managerin und Lebensgefährtin von Leonard Cohen dessen komplettes Vermögen von fünf Millionen Dollar durchgebracht hatte, sah sich der 74-Jährige nach fünfzehn Jahren 2008 noch einmal genötigt, auf Tour zu gehen. Gunter Gabriel ackerte sich ebenfalls aus finanziellen und persönlichen Niederungen zurück ins Leben, über die Wohnzimmer fremder Leute.

Das heißt natürlich nicht, dass jüngere Künstler mit Karriereknick bis ins hohe Alter warten müssen, um wie Phönix aus der Asche zu steigen. Wenn sie nach besonders

steilem Aufstieg in die Tiefe rauschten, ist das sogar die beste Voraussetzung. Wenn sich Popstars wie Robbie Williams oder Britney Spears am eigenen Schopf aus dem Dreck ziehen, bringt das fürs Publikum doppelten Spaß. Nämlich neben der voyeuristischen Unterhaltung die Genugtuung, dass die erreichten Milliarden-Götter eigentlich auch nur arme Schweine sind.

Wer keine Kratzer am eigenen Mythos will, macht sich jedoch rar bis in alle Ewigkeit. Bisher hatten Abba gar eine Milliarden-Offerte für eine Comeback-Tour mit einhundert Konzerten abgelehnt. Auch Robert Plant wollte nicht mit Led Zeppelin auf Greatest-Hits-Tour. Madness-Sänger Graham McPheerson sagte es am schönsten: „Man ist nie so gut wie gestern.“

ABGEHÖRT

Atmosphärisch

Portico Quartet
Isla.
Real World Records/Indigo.

Diese jungen Männer aus dem Londoner Osten haben einen Hang zum Hang. Auf einem Musikfestival erstand Duncan Bellamy den Hang. Sein Aussehen gemahnt an einen doppelten Wok. Doch aus China stammt das perkussive Klangobjekt, das teils an Gamelan-Musik aus Bali erinnert, nicht. Sondern er wird an der Aare gefertigt. Um die Klangschlüssel gruppiert das Quartett Saxofon, Elektronik, Bass und Schlagzeug. Der Vierer jazzt minimalistisch, bisweilen lyrisch. Dass man meint, zwischen afrikanischen Rhythmen, nordischer Kontemplation und Atonalität hin und her zu reisen. Am 20. April spielen sie um 22 Uhr im Berliner Club „A-Trane“. *lw*

Aufregend anders

Rusconi
It's a Sonic Life.
Sony Classical.

In Lexika haben sich Sonic Youth längst einen Platz gesichert. Gilt doch die Formation als höchst innovativ für den Rock. Sie stellte Hörgewohnheiten auf den Kopf: schmerzhaftes Lärmkaskaden, Instrumente an ihrer Belastungsgrenze, ein komplexer Sound, der Alternativ-Pop, Jazz und Improvisation einschloss. Nun gehen Rusconi aus der Schweiz, die ohnehin eine offene Liaison von Jazz und Rock pflegen, hin und stellen neun Stücke der Amerikaner auf den Prüfstand. Am 23. April können Fans entgrenzter Musizierformen um 21 Uhr im Roten Salon der Volksbühne Berlin kontrollieren, wie aufregend anders Rusconis Nährungsversuche ausfallen. *sj*

Tief gestapelt

Willie Nelson
Country Music.
Rouder/Universal.

Mit „Stardust“ hatte Willie Nelson vorgeführt, wie eine Platte klingen kann, wenn Standards aus Amerikas Pop- und Jazzfundus neu interpretiert werden. Was viele für abwegig hielten, exakt diese Platte des Country-Outlaws erwies sich als die erfolgreichste. Berührungsgängste konnte man dem Texaner nie nachsagen. Reihum streifte er andere Genres. In der letzten Dekade machte Nelson gemeinsame Sache mit Größen aus Jazz, Blues und sogar Reggae. Wenn er nun sein jüngstes Werk nur „Country Music“ nennt, eingespielt mit den besten Handwerkern aus Nashville (Buddy Miller, Jim Lauderdale oder Ronnie Mc Coury), dann ist das schlicht Tiefstapelei. Er erinnert sich für uns. An (fast) vergessene Substanz, Pracht und Vielfarbigkeit. *te*

Tagträume

Juta
Running Through Hoops.
Arctic Rodeo/Alive.

Von Ferne weht feenhafter Gesang herüber, breitet sich aus auf behutsam gesetztem Trommelschlag und ein bisschen Saitenklang. Die Stimme scheint von Tagträumen zu wispeln. Die Band Juta um Sängerin Barbara Adly muss sich vorgenommen haben, die langen kalten Wochen mit einem warmen, sanften Hauch auszutreiben. Ständig sind die Musiker mit ihrem Album „Running Through Hoops“ auf der Suche nach perfekter Pop-Zartheit. Entspannt räkelt sich der Gesang auf schleppendem Klang („Untwined“), werden ausufernde Schlussteile zelebriert („Spoon River“), verschwimmt die Stimme im üppigen Hall („Neon Lights“). Das entfaltet magischen Sog, nimmt einen mit auf Reisen in verwunschene Welten. *gde*